



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2005

Supermacht, blossgestellt

Ruloff, D

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-20679>
Newspaper Article
Published Version

Originally published at:

Ruloff, D. Supermacht, blossgestellt. In: Neue Zürcher Zeitung, 11 September 2005, 31.

Supermacht, blossgestellt

Der Wirbelsturm «Katrina» hat Schwächen der USA aufgedeckt – die marode Infrastruktur, die sozialen Abgründe, den Kult um die Waffe. Sichtbar wurden aber auch Stärken eines Landes, das man keinesfalls abschreiben sollte. Versuch und Irrtum, das war schon immer die Methode der USA, *schreibt Dieter Ruloff*

Amerikas Ansehen in der Welt hat einen neuen Tiefpunkt erreicht. Angesichts von Guantánamo, Irak-Krieg und Abu Ghraib wurde dem Land bisherer Arroganz der Macht vorgeworfen; nach der Flutkatastrophe in New Orleans steht die US-Regierung nun auch noch als Versagerin da. Das Desaster an der Golfküste hat in geradezu brutaler Weise tiefe Defizite in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik der USA offengelegt. Man darf diese Schwächen wohl benennen, ohne der verbalen Plünderi oder des Antiamerikanismus bezichtigt zu werden.

Marode Infrastruktur

Da wäre die marode öffentliche Infrastruktur: Für den staunenden Besucher aus Europa sind verlotterte Bahnhöfe, kaputte Strassen, miserabler öffentlicher Verkehr kaum mehr als eine Last, für zu viele Einwohner von New Orleans war die Verwahrlosung der Deiche und das Fehlen von Bussen für die Flucht nun tödlich. Fassungslosigkeit auch angesichts behördlicher Inkompetenz auf allen Ebenen, ein Versagen, das nur noch von der Arroganz der jeweiligen Chefs übertroffen wird. Die neu geschaffene Superbehörde für Heimatschutz und der ihr eingegliederte Katastrophenschutz FEMA bereitete sich auf die letzte Katastrophe vor, einen neuen 11. September, nicht auf die offensichtlich nächste, den Hurrikan, der sich mit ausreichender Vorwarnzeit angekündigt hatte.

Da wäre alsdann eine Abhängigkeit vom Öl, die schon an Sucht gemahnt. Hilflöse Appelle des Präsidenten, man möge das Tanken angesichts der Knappheit von Treibstoff wenn möglich aufschieben, zeitigten die erwarteten Resultate: lange Schlangen an den Tankstellen. Uns schön auch das Bild von Ölkonzernen, die bei der Preistreiberei rund um den Treibstoff Milliarden Gewinne machen, jahrzehntelang aber kaum in neue Raffineriekapazitäten investiert haben.

Soziale Abgründe zwischen Arm

und Reich, sattem bekannt aus abstrakter Statistik, erhalten nun ein Gesicht. Beim Anblick New Orleans traut man den eigenen Augen kaum: Ist dies Amerika oder vielleicht doch Haiti? Gewarnt wurden vor der Katastrophe alle Einwohner von New Orleans. Die weisse Mittelschicht stieg mit dem Notwendigsten ausgerüstet ins Auto und fuhr davon; die meist farbige immobile Unterschicht überliess man sich selbst, bis es zu spät war. Wen wundert, dass sofort der Vorwurf des Rassismus im Raume stand?

Schliesslich der Waffen-Kult der Amerikaner, der in der Katastrophe zur Lebensgefahr für Retter und normale Bürger wurde. Halbwüchsige griffen in verlassenen Waffenläden zu und balpten dann auf vorbeifliegende Helikopter. Man müsse den Jungen erklären, dies sei der Ernstfall und kein Computerspiel, so einer der Helfer im Interview. Der Zusammenbruch der Ordnung traf dann alle, auch die in grosser Zahl in New Orleans anwesenden Touristen. Nach dem Tsunami in Südasi en wurde nicht geplündert, niemand ausgeraubt, keine Touristen vergewaltigt. Der Kontrast zum Absturz einer amerikanischen Metropole in buchstäbliche Anarchie, also die Abwesenheit staatlicher Macht, könnte drastischer nicht sein.

Präsident in den Ferien

Dies wirft endlich auch die Frage nach der obersten Führung auf. Der Präsident, statt zu regieren, machte wieder einmal Ferien. Über 320 Tage seiner bisherigen Amtszeit war George Bush in Urlaub. Der durchschnittliche Amerikaner hat 14 Tage Ferien im Jahr und bezieht davon zumeist nur einen Teil, aus Angst, er könne in seiner Abwesenheit gefeuert werden. George Bush hatte nach der knappen und weiterhin umstrittenen Wahl im Jahre 2000 in der Tat einige Prüfungen zu bestehen. Zunächst als Leichtgewicht belächelt, gewann er nach dem 11. September 2001 dann doch noch Statur. Nicht unge-

schickt hat er bisher auch das Irak-Debakel gemeistert: Immer noch glaubt eine Mehrheit der Amerikaner, im Nahen Osten sei ein Krieg gegen den Terrorismus im Gange – und wenn schon Krieg, so die Meinung, dann besser dort als im eigenen Lande. Bei Abdankungsfeiern für Gefallene lässt Bush sich üblicherweise vertreten. Presse ist nicht erwünscht, schon gar keine Fotografen, denn Bilder vom Leid der Mitbürger wären schlechte PR.

Die Stärken der USA

Nach «Katrina» ist Bushs Popularität nun auf einem Rekordtief mit bloss noch 45 Prozent Zustimmung, so schlecht wie Nixon zu schlimmsten Watergate-Zeiten. Die Kritik am Präsidenten wächst. Eine Untersuchung der Vorfälle rund um die Katastrophe von New Orleans soll es gemäss Bush geben: Man müsse herausfinden, «was gut ging und was nicht», und er selbst werde die Abklärungen leiten. Es wird wohl anders kommen, denn jetzt steht die Verantwortung des Präsidenten selbst zur Diskussion. Echte Konsequenzen, Rücktritt oder gar Amtsenthebung wird es für den Präsidenten auch im schlimmsten Falle – dem Verdikt der Inkompetenz durch eine unabhängige Untersuchungskommission – keine geben. Auch wiedergewählt werden muss Bush bekanntlich nicht; für ihn steht bloss der Platz in der Geschichte auf dem Spiel. Hier sah es schon bisher nicht gut aus; nun kommt das Versagen in New Orleans hinzu.

Nächster politischer Meilenstein in den USA sind die Halbzeit-Wahlen im nächsten Jahr: 33 Senatoren müssen sich ihr stellen, alle Mitglieder des Repräsentantenhauses und 36 Gouverneure von Einzelstaaten. Sollten sich angesichts des Debakels die Wähler vom Präsidenten und seinen Parteigängern abwenden, kämen schwierige Zeiten auf die US-Regierung zu. Beobachter sprechen von der Möglichkeit einer Implosion der Regierung, die nur noch verwaltet, aber keine grössere Gesetz-

gebung mehr auf den Weg brächte.

Unterschätzen oder gar abschreiben sollte man Amerika aber nach den derzeitigen Schwierigkeiten nicht. In den letzten Tagen sind auch die Stärken und guten Seiten der USA wieder einmal sehr sichtbar geworden: Lebendiger Bürgersinn, zupackendes Engagement von einfachen Menschen, die weder Mühe noch Mittel scheuen, den Landsleuten zu helfen. Schliesslich die enorme Stärke der amerikanischen Wirtschaft, die unbeirrbar durch die Katastrophe weiter wächst.

Amerika ist in der Tat ein grosses und ein reiches Land. Zwar rechnet man mit Schäden von weit über 100 Milliarden Dollar. Wer aber über Steuergeschenke von über 200 Milliarden Dollar nachdenkt, der steckt auch eine Katastrophe wie die aktuelle weg. Verlass ist auch auf den unerschütterlichen Optimismus der Amerikaner. Man lässt sich nicht unterkriegen: Nur schon die einfache Frage in der Presse, ob New Orleans genau an seinem aktuellen exponierten Platze wiederaufzubauen sei, löste einen Sturm der Entrüstung aus. Die Stadt wird wiedererstehen, auch wenn sie jedes Jahr ein paar Zentimeter mehr im Schlamm versinkt, auch wenn nichts so sicher ist wie der nächste Hurrikan. Und *last, but not least* lassen sich die Amerikaner auch in der Kritik an der eigenen Regierung nicht übertreffen. Sie ist massiv und ohne jede Rücksicht auf Rang und Namen. Churchill sagte einmal, man könne sich darauf verlassen, dass die USA immer das Richtige tun – nachdem sie alles andere durchprobiert hätten: *Trial and error*, Versuch und Irrtum, so geht es auch in Amerika voran. Der Fehler wurden bisher zu viele gemacht, jetzt kann es also nur noch besser werden.

Dieter Ruloff, 57, ist ordentlicher Professor für Internationale Beziehungen an der Universität Zürich und Leiter des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung. Sein letztes Buch mit dem Titel «Wie Kriege beginnen» erschien Ende 2004 beim Verlag Beck, München.